

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1930**

298 (22.12.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Die Thomasnacht

21. Dezember

Am Titan bringt Jean Paul die Thomasnacht (21. Dezember), die ja die längste Nacht des Jahres darstellt, in einen hübschen Gegenlatz zu dem auf den 24. Juni fallenden Johannistag, dem längsten Tage des Jahres, indem er sagt: „Je länger der Johannistag eines Landes, desto länger die Thomasnacht.“ Dieser Nacht wird noch in vielen deutschen Gauen dieselbe Bedeutung beigemessen, wie der auf den 30. November fallenden Andreasnacht. Sie ist ebenfalls wie diese eine Orakelnacht. Auch in der Thomasnacht giebt man Klei, rafft Holz, um es zu zählen, und borch; und wie der heilige Andreas wird auch der heilige Thomas von den jungen Mädchen gebeten, sie den zukünftigen Gatten leben zu lassen. Sie lazen:

„Lieber Thomas, ich bitt dich,  
Beitstoll, i tritt di,  
Dass mir erscheinen  
den Bersalferleibten meinen!“

oder

„Bettschmel, ich tritt dich,  
Beilger Thomas, ich bitt dich,  
Sich mir an  
Meinen fünfigen Mann!“

Die Schwärbin legt vorichtig nach die Worte hinzu:  
„Kommt er mit einem Glas Wasser,  
So will ich ihn lassen,  
Kommt er mit einem Glas Wein,  
So soll er mein Eigentum sein!“

Vor und nach der Bitte muß man dreimal an die Beitstolle klopfen, und bei den Worten „i tritt di“ mit den Fingern gegen die Beitstolle treten, so erscheint die gewünschte Person im Traume. Auch schreiben die Mädchen Buchstaben auf einzelne Zettel, die sie unter das Kopfkissen legen, um in der Nacht einen davon hervorzuziehen, und aus den Buchstaben den Namen des fünfigen Bräutigams zu erröten, oder nehmen ein brennendes Licht und sehen Schlag 12 Uhr in einen Spiegel, um den zu erblicken, der sie heiraten soll.

Besonders verbreitet ist aber am Thomastage abends die Sitte des Schubertens, indem man sich auf den Boden eines Zimmers niederlegt und die Schuhe oder Pantoffeln von den Füßen rückt und über sich wirft. Sind die Schuhe nach der Türe zu gerichtet, so wird man aus dem Hause kommen, sind sie von der Türe abgewandt, so hat man noch ein Jahr zuhause zu bleiben. Noch sonderbarer ist die Ansicht, die man in Tiedersdorf findet, daß Vagabunden ihrem Fehler in der Thomasnacht abhelfen können, wenn sie vor dem Schlafengehen den heiligen Beit mit den Worten anrufen:

„Heiliger Sancti Beit,  
Wed mich auf zur rechten Zeit,  
Dass ich mich nicht verschleife,  
Und zur rechten Zeit erwache!“

Die gleiche Meinung herrscht in Westfalen, wo noch vor 30 Jahren die Kinder dasjenige, das am Thomastage zuletzt die Schuflügel heizt, „Domeseil“ (Thomaseil) zu nennen pflegten. Im Zusammenhange damit wird wohl auch die holländische Gewohnheit stehen, denjenigen, der am Thomastage am längsten im Bette liegt, mit dem Spatnamen Lusak oder Hausfels zu bezeichnen.

Der Thomastag ist dem Andenken des Apostels Thomas geweiht, der eine schmerzliche, grübelnde Natur besaß. Wenn wir heute noch frischwörtlich von einem „ungläubigen Thomas“ reden, so erinnern wir uns in diesem einzigen Falle das Wort „ungläubig“ von der Bedeutung, die wir sonst damit verbinden. Wäre der heilige Thomas wirklich „ungläubig“ gewesen, so wäre er nicht in die Schaar der Apostel und Heiligen aufgenommen worden. Der Name „Thomas“ bezeugt uns bis heute noch vielfach als Vorname der Familienname.

## Allerlei

Ein Väterchen der Röntgenstrahlen. Der langen Liste der Ärzte, die die Röntgenstrahlung gefordert hat, wird jetzt ein neuer Name hinzugefügt, der des französischen Röntgenologen Dr. L. Chabro, der sich schon während des Krieges eifrig der Behandlung mit Röntgenstrahlen widmete und in Anerkennung seiner Verdienste vor einigen Monaten mit dem Kreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet wurde. Auch nachdem er von dem durch Röntgenstrahlen hervorgerufenen Krebs ergriffen war, gab er seine segensreiche Arbeit nicht auf. Vor einigen Monaten mußte er sich den rechten Arm amputieren lassen und dann das Schulterblatt. Bei einer dritten Operation ist er jetzt gestorben.

## Urlaub vom Himmel

Roman von Alfred Schrotter  
Copyright by Verlag Carl Dunder-Berlin.

Er fürzte vornüber von der Bank, schwer auf das Gesicht, Auf-  
lauf. Von allen Seiten strömte es zusammen in diesem lebhaftesten  
aller Quartiere. Man sprach mit provensalischer Bewusstheit.  
Einer eilte zur Mairie. Aus den Fenstern blickten die Anwohner  
des Platzes. Ein Toter, vö. Ein Betrübener nur, ob quö. Ein  
Polizist mit Amtsmiene.  
„De, Sie, aufstehen!“  
Der Mann am Boden bewachte sich nicht.  
„Ah, ce grand fada! Wollen Sie wohl sofort aufstehen! Stellen  
Sie sich nicht schlafend.“  
Er zog Deter heftig am Arm. Der abgemagerte Körper sties  
hoch, an dem Arme gehoben, wie eine Holzspitze.  
Da warf sich eine Frau durch die Menge. Stieß sich rücksichtslos  
normwärts.  
„He coullon“, schrie sie den Polizisten an, „siehst du nicht, du  
Coquin de sort, daß er krank ist! Bougre de porc!“  
Sie riß dem verdursten Beamten den Arm aus den Fingern.  
Wart sich neben Deter auf die Knie, hob seinen Kopf, wachte ihm  
mit dem Kopf das Blut vom Gesicht.  
Die Menge räumte und murmelte.  
Da federte die kleine Dirne auf. „Stoß nicht da und halst  
Maulaffen feil! Seht ihr nicht, daß er stirbt. Lissete, lauf, hol  
einen Arzt. Und ihr da, ihr Kerle. Habt ihr nur Eifer, wenn ihr  
unfeiner auf den Boden seid! Anschließ, alors zur! Hinant zu mir!“  
Sie hoben ihn empor. Noch lange standen gestikulierende Grup-  
pen vor dem Hause Nr. 3. Tron de pas dieune! Ein rabiaies  
Weiß, diese kleine Bräutle.

XXIX.

Das Quartier des Acaules, dieses Hofenviertel der Liebe, ist in  
Marzelle, wie überall, eine Stätte der Schmach, der Entwürdigung  
und des Elends. Ein Gemisch von Gassen, so eng, daß ein Mann,  
der hindurchschreitet, mit den ausgebreiteten Armen die Häuser

## Revue Berlin

Wer zum erst-mal in die Reichshauptstadt kommt, ist zunächst  
meist ein wenig enttäuscht: das architektonische Gesicht entspricht  
nicht den hochgespannten Erwartungen, die man — Rollen-  
Erinnerungen von Bildern amerikanischer Riesstädte — von die-  
ser Millionenstadt in der Neubaue trägt. Berlin hat noch keine  
Wollenfräse, es ist auch nicht plannmäßig entstanden wie die  
amerikanischen Weltstädte, und die Aera Wilhelms, des Neureichs,  
hat das architektonische Gesicht Berlins mit Zusehensfühl und domi-  
nantem Klebstud schimm verunstaltet.

Topfisch für Berlin und entscheidend für seine bauliche Entwid-  
lung ist der Umstand, daß es aus einigen Duzend Städten ent-  
standen ist, daß das ursprüngliche Berlin, Alt-Berlin, die heutige  
Gitt, ein relativ kleines, um die Residenz-Gebäude sich atmofisch  
mit engen, schmalen, trummen Gassen schmiegendes Städtchen war,  
das erst mählich Verbindungsstadi zu den nächsten, ebenso klein-  
städtlichen Siedlungen ansetzte und so ganz ohne Vorbedacht, mit  
immer weiteren Städten, mit Neufölln, Schöneberg, Wilmersdorf,  
Charlottenburg, Stralau, Vöhtenberg, Friedenau, Steglitz, Pantow,  
Weißensee zusammenwachsend, zur Riesstadt wurde, die schä-  
nlich die zweitgrößte Stadt der Welt ist und einen Riesenzirkel  
größer als der Londoner Umlandpart, den Tiergarten umschließt, ein  
Halbkreis mit Seen und Klüften, das von Ost nach West,  
vom Brandenburger bis zum Knie zu durchwandern einen  
Marsch von einer Stunde beansprucht. Eine „amerikanische“ Ent-  
wicklung macht sich heute weniger in der Gitt als vielmehr in den  
früheren „Vororten“ bemerkbar; in den letzten 50 Jahren ist das  
eigentliche Alt-Berlin von 400 000 Einwohnern auf 1,9 Mil-  
lionen gestiegen, während die „Vororte“ ihre Einwohnerzahl in  
einem Zeitraum von 100 000 auf 2 Millionen erhöhten. In  
den letzten Jahren steigerte sich dieses Verhältnis noch mehr zu-  
gunsten der Vororte, da Alt-Berlin, die Gitt, immer mehr zum  
reinen Geschäftszentrum, Industrie- und Verwaltungszentrum wird und  
die Wohnmöglichkeiten sich hier ständig verringern. In einem  
Jahrzehnt wird die Gitt wohl gänzlich entvölkert sein von Wohn-  
und nachts ähnlich wie die Londoner Gitt heute schon,  
nur noch ein paar hundert Nachtwächter, Portiers, Aufwartefrauen  
um herbertragen.

Die Außen-Architektur, wie gesagt, enttäuscht jene, die „Ameri-  
kanisches“ erwarten Aber die „Innen-Architektur“ die stimmt.  
Die ist neu, ist von heute, hat Farbe, Tempo, die würde den Neu-  
Anfömmel nicht enttäuschen. Aber die ist nicht so ohne weiteres  
zu sehen. Dem durchgehenden Gatt ist sie sich nicht. Da muß  
man schon längere Zeit durch die Rissen der Fassade schauen.

Den großen Tiergarten a. B. sieht der Gatt nur eben als  
einen großen, schönen Park, in dem alte und junge Paare Lust-  
wandeln, Ammen Kinderwagen spazieren führen und zuweilen  
Schupos friedlich parquillieren. Und wenn nicht über die breite  
Alphal-Allee der Segenabbath des modernen Verkehrs jagte und  
brüllte, hielte er den Tiergarten für ein jadis-betieres Idyll, so  
recht geeignet für weltläufige Partomanier und alte Jungfern  
aus dem Geheimratsdiener. Aber wer den Tiergarten länger und  
genauer kennt, wer nicht nur um 12 Uhr mittags über seine Park-  
wege eilt, sondern sich auch in den Mitternachtsstunden in seine  
Büchschicht wagt, und wer die Verhältnisse bejaht und sich von  
Schupos informieren läßt und von Arbeitslosen, dem zeit der  
Tiergarten — ein ganz anderes, gefährliches, unterirdisches und schred-  
haftes Gesicht, des in taubend Kriminalprossen bejaftet und ent-  
hüllt wurde und doch nur einen kleinen Teil seiner Wirklichkeit  
herausgeben hat.

Es sei nicht von den aber tausend kleinen Tragödien der Ar-  
beits- und Wohnungslosigkeit gesprochen, die sich hier täglich ab-  
spielen, wenn die mittelbrosche Hand des Geleges die Armen, die  
auf Bänken und hinter Büschen schlafen wollen, vor sich her-  
treibt, oder die Liebenden, denen Verderte oder Armut ein an-  
deres Lager verlag, aus ihrem bescheidenen Paradiese jagt. Auch  
nicht von den sexualpathologischen Tiergartenkuren, die unter  
Bänken und hinter Büschen verflucht, Liebesnare belauden, um  
sie dann nach betrieblater Scheuflut in moralisch-schäblichen Dränge  
dem nächsten Schupo zu verpacken. Desgleichen nicht von den großen  
traurigen Moabiters Schannummern, die in der Gestalt von Luft-

zu beiden Seiten streift. Schupos dunkeln die Strahlen und die  
jämmerlichen alten baufälligen Spielunken.

Doch hier wohnt nicht die hübsche kleine Schönte zierliche Bräutle.  
O nein. Sie war eine Fürstin, unter den Frauen ihres Standes,  
eine junge Königin der Cagoles. Nur aus irgendeinem Laun be-  
wachten Triebe nach Gesellschaft, einem dunklen Zugehörigkeits-  
gefühl hatte sie in der Nähe des Quartiers der Liebe ihre Residenz  
aufgeschlagen.

Die Place Villeneuve war hochachtbares altdänerisches wohnan-  
ständiges Bürgerum mit seinen bescheidenen alten Potanen, dem  
schimmernden Marmorbrunnen mit dem Denmal des waderen  
Comte de Villeneuve in der Mitte, den Bänken, seinem Wied  
von oben allen lauberen Patrisierhäusern, von einst, mit den  
grünen Fensterläden und weißen Fensterbänken. Er war eine  
kleine Stadt für sich, dieser friedliche Platz mit dem Ausschid durch  
die kurze Rue de Mairie auf den Hofen, das tiefblaue Wasser, die  
weißen Pächten, die gerade hier zu Hunderten lagen, und drüben,  
jenseits des aurnen Bedens, die weiße Stadt am Berabang hinan-  
gebaut und auf ihrer Höhe sonnenmagdel Madame de la Garde.

Gegenüber dem Hotel de Villeneuve, einem guten Kleinstädter-  
hause, über der Pharmacie de la Marie wachte Betzbe und unter-  
hielt hochmütige, herablassende, hoch — wie es in der Diplomatie  
heißt — torrette Beziehungen zu dem nachbarlichen Viertel.

Dort, in dem Eckhaus über der Apotheke gehörte ihr ein kleines  
Aparterment von zwei Stuben, eine nach vorn auf den Platz, eine  
nach hinten und ein kleiner Küchraum, eng wie alle französischen  
Wohnungen, aber blitzblank. „Trés chic!“ lösten alle, die hier  
Zutritt fanden, „trés chic et gentil!“

In dem Zimmer, mit der Aussicht auf den Platz, in diesem ihrem  
Privatreich, ihrer Wohnstube, — vorn am Klüftung lag das  
Gastzimmer. — pflegte sie seit vielen Tagen Klaus Deter dem Leben  
entgegen. Wie alle ihres Schlages war sie mittätig, voller Mit-  
leid und spendender Güte. Doch über diese allgemeine Hilfsberei-  
tschaft hinaus, die aus Vernehmung und eigener Not entsprang,  
liebte sie diesen Mann. Nicht romantisch, nicht himmelhoch jauch-  
zend. Er war der, den sie für ihr Bers und ihre Fürsicht  
brauchte. Schon im „Tad“ hatte er es ihr angetan. Seine schönen  
Augen, die kluge Stirn, die elegante Gestalt — alles an ihm fand  
sie apant. Vespertend. Dazu gefellte sich der Reis und die  
Besung, diesen erredenden Mann der jungen Person mit den weißen  
Haaren und den grünen Augen, die sie nicht von ihm warnte, ab-  
spenstig zu machen.

moden, Raubmoden und Ueberfällen den Tiergarten berück-  
sichtigen. Sondern von jenem Chaos von Jugendtraggäle  
das sich seit langen Jahren Tag für Tag im südöstlichen Teil  
des Tiergartens abspielt. Hier sammeln sich beim Einbruch der  
Dunkelheit junge Männer, um Interessenten ihren Körper  
zu verkaufen. Es sind meist keine wirklichen Homosexuellen,  
sondern junge Arbeitslose, die der Hunger zur Prostitution treibt. Und  
wenn sie auf die Straße gehen, ins Zuchthaus, hier werden sie  
in die Hände von Erpressern, werden selbst zu Erpressern, zu Sch-  
lern und Sichern; einmal von der Not in dieses Labyrinth ge-  
rät, kommen sie von den Verdrängungen nicht mehr los.  
Der Staat hat nur die Kassa-Beise für sie übrig und Zucht-  
erziehungsanstalt und Zuchthaus.

Am gefährlichen Dunkel liegt der Tiergarten. Und nur die Däm-  
merung, die ihn säumt, glänzt im Bogenlampenlicht und im  
Schmud wilhelminischer Schmelze.

Im Alexanderquartier hat die Polizei kürzlich eine Sch-  
schule für Schaulustereinbruch ausgehoben. Hier lernten die  
gen Ganoven von einem Meister des Faches, wie man nach allen  
Regeln der Kunst aus Schaulustern das herausholt, was man  
noch Leben braucht. Er lehrte nicht den indirekten Weg über Sch-  
konto, Börie und Traut, sondern den direkten. Und das ist  
boten. Und so wanderten die Hochschüler mit ihrem Dozenten  
in den Gefängnis. Die Lehrgegenstände wurden beschlagnahmt. Und es  
ist sehr fraglich, ob ihr Wertediger, den ihnen „Immertrau“ über  
„Jellenfest“ stellt, und der sonst mit Erlösa Bankpräsidenten  
Traufschneid vertriebt, sie wird loslassen können.

In Charlottenburg ist die erste Eheberatungsstelle eröffnet  
worden, eine „Vertrauensstelle für Verlobte und Eheleute“. Die  
Beratungsstelle will kostenlos, der ausstalten und individuellen  
sachen entfernenden Ehenot durch vertrauensvolle menschliche  
Beratung begegnen“. Das ist sehr schön bedacht von den Damen.  
Aber ob sie der häufigeren und gradierenden Ehenot, nämlich  
der aus isolierten Ursachen entstammenden, auch nur einen Zug  
werden abhelfen können (oder auch nur ernstlich wollen), das ist  
mehr als zweifelhaft. Denn das Mittel der ewonologischen  
deutschnationalen Frauenvereins Frau Kommerzienrat  
D. r. n. wird kaum auf ihre und ihres Gatten Bankkonto und  
Bankend versichert wollen, um a. B. dem Logblöhen Kramschuß  
damit seinen 6 Kindern aus seinem Universal-Wohnungslosh,  
damit aus der isolierten Ehenot herauszubekommen.

Am Bahnhofsgelände Beuhelstraße fand man bei 17 Grad Kälte  
einen 50jährigen Mann in einem erweiterten Karnifelloch schlafend.  
Er war mit ein paar alten Hosen bekleidet und einer alten Weste.  
Darüber hatte er zwei dünne Sommer-Heberzieher gezogen.  
Stümpfe hatte er keine an. Er lag auf einer alten Kinderwagen-  
mit einem Strobfuß. Er starrte von Schmutz und die Kopf-  
Barbare hingen bis auf die Brust und Naden. Er erklärte,  
Wochen hier zu hausen und an den fäulesten Tagen habe  
noch einen alten Kaufmann vor dem Eingang des Loges  
Es gebe ihm gut und er versichte auf die Fürsorge seiner  
menschen.

Dieser mitten in der Weltstadt wie ein Tier laufende  
verwahrloste Sonderling hat der reaktionären Presse natürlich  
sonders imponiert: hier könne man sehen, was der  
Menschen auszuhalten imstande sei und daß wir doch alle  
vermeintlich wären. Das „wir“ sollte natürlich „ih“ heißen  
das „ih“ war an die anpruchsvollen Proletarier gerichtet.  
leicht stellen sie den Mann als Dozent für Kesse an den  
hochschulen an.

Berlin ist die Stadt der Hundefreunde. Und so fah-  
dab, auch hier die Mode Einfluß auf die Ausstattung der  
gewinnt! Man veranfaßt jetzt, wie ein Boulevard-  
unterrichtet, Les, zu denen die Damen mit ihren Hund  
Hündchen erziehen und bei denen von Hundemanniggen  
verschickenden Dedes und Dedchen, Bössen und Schüßen,  
traufen und löfzäre Leinen vorgeführt werden.  
Wir armen Hunde!

Dann schlug das Drama nieder. Das Lokal wurde sofort polizeilich  
lich geräumt. Sie hielt ihn für tot. Als man später erachte,  
lebe, wollte sie ihn im Krankenhaus besuchen. Trante sich  
Frauen ihrer Klasse haben eine unüberwindliche obergärtliche  
Scheu vor dem Hospital.

Da wachte ein allfälliger Wind über den Verlorenen vor die  
Sofort artif sie zu; denn sie war ein „repolutes kleines Fran-  
simmer, das sich nahm, was ihm zukam.“

Bräutle sah auf Deters Bett, einem zweiten französischen Dore-  
lager. Er hatte Farbe gewonnen und an den herausstehenden  
Knöcheln Fleisch angelegt.

„Seute siehst du zum erstenmal auf, mon pauvre gars. Siehst  
wieder aus wie ein Mann“, lobte sie mit ihrer besten  
sollischen Stimme und ihrem gemächlichen Marzeller  
„Bertragot, wenn ich denke, wie du vorzige Woche da unten  
hast. Ich trete abnungslos an das Fenster dort. — da sitzt  
alle Biere von sich.“

Er nahm ihre kleine warme Hand, diese unichuldise Kinderhand,  
und drückte sie an seine Brust.

„M nordel.“ Sie bewachte sich über ihn, preßte sein Gesicht  
ihren Mädchenbusen und füllerte sätzlich: „Alles Böse ist nun  
bei, mon beau mignot. Bist bei mir und bleibst bei meiner  
Bräutle. Sie streichelte mütterlich die noch tief eingesen-  
Baden. „Seute siehst du einige Stunden auf, ma chichourle,  
schon einen Holz in der Küche im Feuer. Wäite dir beim  
zug und mach dich piekfein.“

„Du bist ein Engel, meine Frau“, scherzte er und küßte  
die Innenseite ihrer Hand.

„Aber jetzt ist genug geplappert.“ Sie schüttelte die  
heit von sich. „Jetzt räume ich. Muß auch noch Kuchen backen.“

Sie flatterte hinaus in ihrem dünnen hübschen Sommerkleid,  
ganz hastrauflisch. Von der Tür aus winkte sie mit hochgehob-  
warmem Arm und sinkfermen Fingern zurück. Ihre ge-  
nadene Haut glänzte marzorn in den dünnen Sonnenstrahlen,  
durch die Lufen der angelehnten armen Fensterläden  
sickerten.

Sie nahm dem grauen Anzug aus dem Schrank, in dem sie  
fürsorglich verwahrt hatte, und legte ihn über das Bügel-  
Zuerst mal die Weste — schon zerknusht alles, vö! Was  
denn? Sie fürberte die Fährliche, den Anz, Anblö-  
Los autog.

(Fortsetzung folgt.)